Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder - Akkorde einer Freundschaft

Autor(en): **Adolph, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 4

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759320

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

HUGO VON HOFMANNSTHAL UND RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER — AKKORDE EINER FREUNDSCHAFT

Von R. Adolph

Josef Hofmiller zeichnet in seinem heute noch gültigen Essay «Schröder» (Zeitgenossen, München 1910) die Atmosphäre des Kulturlebens um die Jahrhundertwende mit scharfen Worten: Man wartete «auf das endliche Versinken der letzten trüben Lachen jener von tausend fremden und heimischen Wassern geschwellten Sturmflut ärgster Zuchtlosigkeit in allem Künstlerischen, die zu Anfang der neunziger Jahre begann und den Begriff deutsche Literatur zum Gelächter des gebildeten Europas machte . . .» In dieser Zeit der «Traditions- und Zuchtlosigkeit in der Dichtung» gründete der junge Rudolf Alexander Schröder, der Herbst 1897 von der Schule nach München kam, mit seinem Vetter Walter Heymel, in Verbindung mit Otto Julius Bierbaum, die «Insel». Diese Zeitschrift wollte alle Kräfte sammeln, die über den Tagesereignissen des Literaturbetriebes hinweg die Verpflichtung der Gesamtliteratur in sich trugen. Im Oktober 1899 erscheint das erste Heft mit dem Gedicht Hugo von Hofmannsthals

Im Grünen zu singen

War der Himmel trüb und schwer,
waren einsam wir so sehr
voneinander abgeschieden!
Aber das ist nun nicht mehr:
Lüfte fließen hin und her;
und die ganze Welt inmitten
glänzt, als ob sie gläsern wär,
Sterne kommen aufgegangen,
flimmern mein und deinen Wangen,
und sie wissen's auch:
stark und stärker wird ihr Prangen;
und wir atmen mit Verlangen,
liegen selig wie gefangen,
spüren eins des andern Hauch.

Entscheidend für den Beginn der Freundschaft Hofmannsthal-Schröder wird aber das Gedicht «Goethe» von R. A. Schröder, das ebenfalls im ersten Heft der «Insel» zur Feier von Goethes 150. Geburtstag erscheint und in die Worte ausklingt:

«Unendlichkeit und Grenzen sind niemals fremd:
Die Liebe ist in beiden — Liebe sei mit Euch!»

Hofmannsthal, auf der Höhe seines Jugendruhmes, schreibt Schröder einige aufmunternde, anerkennende Worte und spricht den Wunsch aus, Schröder persönlich kennenzulernen.

Wie steht aber der junge Schröder zu Hofmannsthal?

«Hofmannsthals Verse! Unversieglich schien ihre Fülle, unerschöpflich ihre Beseligung. Als wir sie zu Gesicht bekamen, war uns Jungen, als hätten wir, die wir uns doch auch berufen fühlten, vorher nicht gewußt, was Dichtung sei, was sie vermöge. Aus der geistigen Witterung, aus den selig herüberlächelnden Gestalten dieser Traum- und Fabelwelt erschien unser eigenes Jungsein uns anzublicken, zugleich entzaubert und gebannt, zugleich enträtselt und mit neuem Geheimnis unausdeutbarer Vergangenheit, unausdeutbarer Sendung beladen.»

Auf der Durchreise nach Paris, wo er den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Maurice Maeterlinck besuchen will, kommt Hofmannsthal im Sommer 1900 das erste Mal mit Schröder in München zusammen. Die ersten Gespräche kreisen hauptsächlich um jene kunstgewerbliche Erneuerung, zu der England den Anstoß gab, und die sich in Deutschland in der Gründung der «Darmstädter Kolonie» und in Wien im Kreis um die «Wiener Werkstätten» zunächst auswirkt. Auch die von Schröder eingerichtete Heymelsche «Inselwohnung» in München hat stärkstes Interesse hervorgerufen.

Kurze Zeit darauf erwidert Schröder den Besuch, als er im Gefolge einer größeren Münchener Reisegesellschaft zur Premiere der Bierbaum-Thuilleschen Oper «Lobetanz» nach Wien fährt. Im «Inselschiff», Weihnachten 1929, hält Schröder («Erster und letzter Besuch in Rodaun») dieses Erlebnis fest: «In jenen Tagen wurde es mir, kurz bevor sein Inhaber es auf immer verlassen sollte, vergönnt, das Zimmer in der Salesianergasse zu betreten, das die Werkstatt des reichsten dichterischen Jugendwerkes gewesen, von dem die Welt zu berichten weiß. Hier, in dem nicht übermäßig großen, nicht übermäßig hellen Raum mit dem bequemen, aber altväterlich einfachen Gerät, hier an dem geschnitzten Schreibtisch, der bald hernach in das schöne Rodauner Haus mit hinüber-

wandelte und mir allerdings ohne jeden ersichtlichen Grund — vielleicht wegen des phantastischen Schnitzwerks — immer mit dem des «Claudio» identisch erschienen ist, waren die Gedichte, die kleinen Dramen, waren noch jene drei kleineren Stücke entstanden, die Hofmannsthals erste Schaffensperiode abschließen, seine eigentliche Bühnenlaufbahn eröffnen sollten. Man kann sich denken, welche Gefühle den Neophyten an solcher Stätte beschleichen mochten; man wird begreifen, daß er von keiner anderen Räumlichkeit jenes Elternhauses einen deutlichen Eindruck behalten, daß ihm nur eine sehr unbestimmte Vorstellung von der bescheidenen nüchternen Vornehmheit des noch aus guter Zeit stammenden Gebäudes sowie der ganzen Gasse verblieben ist. Der Anblick jenes Jugendzimmers freilich bleibt mit dem Gedächtnis an einen der bedeutsamsten Momente meines vergangenen Lebens in mir haften, Rückblick in ein nicht wieder zu betretenes Paradies hoffnungsvoller Tage, in den sich mit der Süße des verbleibenden Besitzes die Bitterkeit des ungewarnten Versäumnisses, des nicht genügenden Ausschöpfens und Fruchtbarmachens so hoher, so unwiederbringlicher Augenblicke mengt.»

Im Sommer 1901 kommt Schröder das erste Mal nach Rodaun: «In mehr als einem Sinne war sie ein Rubikon, die steinerne Torschwelle, die der Zweiundzwanzigjährige, Weltunerfahrene an jenem Nachmittag zum erstenmal überschreiten durfte, um hinter ihr eine neue Mitte seiner Existenz, eine neue Heimat seines geistigen Daseins zu finden, zu der er noch oft — nie oft genug! — durch fast dreißig Jahre hindurch als Gast oder als sehnsüchtig-glücklich Gedenkender zurückkehren durfte.»

Wenn auch der Gegensatz dieser beiden Männer in den ersten Gesprächen durchleuchtet und auch später «am Rande» verbleibt, so war er doch kein Hindernis für das volle Ausschwingen der Freundschaft: Hofmannsthal, «alexandrinischer Nachglanz österreichischen Barocks», verwoben und versponnen im Sprachen- und Kulturspektrum des letzten Kaiserreichs im Südosten, mit der Bindung an weltliche Tradition und staatsbeherrschenden Katholizismus, ausgesetzt den Berührungskräften des Abend- und Morgenlandes im österreichischen Sammelbecken der europäischen Nationen, erfüllt von der Ehrfurcht vor deutschem Geist und deutscher Sprache, und R. A. Schröder aus dem höchsten Nordwesten des ehemaligen Reiches, aus jenen «viel engeren und ausschließlicheren Bindungen des Protestantismus — deutsch mit nordisch-englischem Einschlag». Die Atmosphäre der «offenen See» im Kontrast zur Glutwelle slawisch-romanisch-orientalischer Elemente, die Oesterreich umbrandet, ja mit heißem, begehrendem Atem er-

füllt. Dazu kommt noch: Hofmannsthal, der nur wenig ältere, «der schon alle Wege der Welt gegangen war, schon im Mittelpunkt eines öffentlichen Interesses stand, sein Vermögen, seine Macht und ihre jeweiligen Grenzen genau abzuschätzen bemüht und fähig war», und Schröder, aus der Enge des Vaterhauses und der Schule entlassen, sich in der Enge eines Literatur- und Künstlerkreises, wohl ihm überlegen, wieder gefunden hatte. So hat Schröder in jenen ersten Unterredungen das Gefühl, «als würden gleichsam alle Bausteine seiner bisherigen Welt noch einmal aus ihren Fugen genommen und auf ihre Dauerhaftigkeit oder ihre Verwendung am richtigen Orte geprüft.»

Inzwischen hat Schröder sich Hofmannsthals Schaffen mit besonderer Liebe und Verantwortung angenommen und diese Publikationen zu wahren Kostbarkeiten der um die Jahrhundertwende einsetzenden Renaissance der deutschen Buchkunst gestempelt: Er gibt 1900 «Kaiser und Hexe» mit Titelzeichnungen von Vogeler-Worpswede, 1901 das dramatische Fragment «Der Tod des Tizian», 1903 «Das kleine Welttheater» mit Einbandzeichnung von Beardsley heraus. Die Erstlingsdichtung «Gestern» erscheint 1901 in der «Insel».

Blättern wir die Briefe aus den ersten Jahren der Freundschaft durch, dann leuchtet fast in jedem Briefe die starke Verbundenheit dieser Dichter auf, die bei Hofmannsthal oft in einer zärtlichen Sehnsucht nach dem Freunde erklingt. Am 19. April 1901 bestätigt Hofmannsthal den Empfang des «Empedokles» und verspricht, diese Arbeit genau zu überprüfen, «denn ich fühle schon, daß sich da manches in einer Weise vollzieht, für deren Abgründe und Gipfel ich vielleicht bessere Augen und mehr Mitgefühl habe als ein anderer von den Menschen, die im Augenblick verfügbar würden. Wenn es Ihnen etwas Freude machen kann, so will ich hinschreiben, daß ich oft und in einer sehr persönlichen Weise an Sie denke, und im ganzen mit Zutrauen, mit mehr Hoffnung als Angst. Etwas Angst ist ja mit der Betrachtung des unheimlichen Dinges Jugend immer verknüpft.»

Im Brief vom 25. Mai 1901: «Denn je öfter ich an Sie denke und mir das Erlebnis, Sie kennengelernt zu haben, aufzuklären suche, desto deutlicher wird mir, daß ich Ihnen nützen kann, daß es mir — wenn es irgendwelche sittliche Beziehungen zwischen Menschen gibt — möglich sein muß, den Druck des Daseins einigermaßen von Ihnen zu nehmen und mich mit Ihnen Ihrer großen und schönen Kräfte zu freuen . . .»

Ein Brief aus den ersten Freundschaftsjahren soll hier noch als Zeugnis der Schönheit dieser Verbundenheit stehen:

Rodaun, 23. (10.?) 1904, abends

Lieber Herr Schröder,

an vielen Tagen und Abenden sehne ich mich sehr nach Ihnen. Jetzt ist es so still, und man fühlt das Innere des Hauses so stark leben; manchmal ist es so still, daß man meint, man könne hören, wie sich die Blattpflanzen im Stiegenhaus regen. Alle Uhren hört man so genau schlagen, die Laternen malen ihren gleichmäßigen, streifigen Schatten an die Wände, hinter den alten Bildern kommen manchmal winzige Spinnen hervor, und es freut einen fast, daß sie da sind, der große Ofen im Salon strömt seine Wärme in großen blauen Wellen mit leisem Holzduft durch das Zimmer, auf den Waldwegen begegnet man unaufhörlich den armen Leuten, schwer bepackt mit Knüppelholz, und man freut sich so an der Wärme, an dem Schein der Lampen, an den Blumen, die doch noch leben, — und in allem und allem ist, wie etwas, was man atmen kann, die Erinnerung an Ihre Gegenwart und die Sehnsucht Sie wieder hier zu haben. Kommen Sie, lieber Herr Schröder, kommen Sie irgendwann im Dezember für eine Woche zu Menschen, die vielleicht im Augenblick mehr als andere dazu da sind, sich an Ihnen zu freuen. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie lieb es mir wäre, durch etwas Tatsächliches den Beweis zu geben, wie viel mir an Ihnen liegt. Bitte, kommen Sie! Schreiben Sie, daß Sie kommen werden! Vom Herzen

Ihr Hofmannsthal.

Das erste öffentliche Bekenntnis für den Dichter Rudolf Alexander Schröder legte Hofmannsthal 1905 im Juniheft der «Neuen Rundschau» mit dem Aufsatz «Eines Dichters Stimme» ab. 1906 regt Hofmannsthal «Die Rodauner Anfänge» an: «Niederschrift einiger Gespräche mit R. A. Schröder. Das erste: Ueber Leonardos Aufzeichnungen oder über die Kunstsprache und Sprache der Wissenschaft.» 1907 fordert Hofmannsthal Schröder zur Mitarbeit an einer neuen Wochenschrift «Morgen» auf. Verantwortlich zeichnet für Musik: Richard Strauß, für Sozialpolitik: Werner Sombart, für Literatur: Georg Brandes, für Kunst: Richard Muther, für Lyrik unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

1909 macht Schröder mit der Elegie «Der Landbau» (erschienen zuerst in den «Süddeutschen Monatsheften») seinem Freunde Hofmannsthal ein köstliches Geschenk. Kann es ein schöneres Bekenntnis von Mensch zu Mensch, von Freund zu Freund geben als die Schlußapotheose dieser Elegie:

«Eines sag' ich dir und möchte dir Mut in die Seele
gießen, o Freund, und Gefühl seltenen, hohen Geschicks.
Sei es dir denn ein gültig Wort und fröhliche Deutung.
Dies: Wir lieben dich, Freund, wie man Unsterbliche liebt.»

Am 15. Januar 1909 schreibt Hofmannsthal seinem Freund: «Deine ‚Elegie' ist zunächst etwas mich so persönlich Rührendes, daß ich es nicht leicht habe, sie auch als ‚Gedicht' zu beurteilen; auch als ein Gedicht scheint sie mir sehr schön, sehr reich und menschlich und rein.» Erst am 2. Juni 1909 nimmt er zu ihr ausführlicher Stellung: «Heute las ich einem jungen Menschen (der wievielte ist das nun?) den Nausikaagesang. Dann sprachen wir von der Elegie, die er zufällig in den ‚Süddeutschen' gelesen hatte und die ihm gewaltig imponierte — dann, als er fort war, las ich die ‚Elegie' wieder ganz durch. Ich habe in den letzten Tagen oft darin gelesen, mit immer wachsender Freude und Rührung. Mit dem Schönen in so fast beschämender Weise zugleich sein Eigenstes erhoben und dargestellt zu sehen — das ist ein befremdendes Gefühl. Mir ist nie ähnliches widerfahren, und es ist ja auch etwas, das einem nicht leicht widerfahren kann. — Den Aufbau finde ich immer gleich schön, sooft ich es lese. Einzelne Teile treten mir immer mehr hervor: so diese Betrachtung über den geistigen Zustand unserer Mitlebenden, der im Vers 29 beginnt: ‚... denn wir mit kleinem Vermächtnis ...' Wie ist das rein gefühlt und mit kraftvoller Zartheit ausgesprochen. Tief rührt mich immer die Schilderung der Landschaft im vorletzten Absatz. Wie ist das Wirkliche *da,* voll Wirklichkeit und doch so gereinigt, daß man an Virgil oder Poussin denken möchte.»

Im gleichen Jahr erscheint «Hesperus», ein Jahrbuch von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt im Inselverlag. Schröder veröffentlicht darin seine Uebertragungen aus Homer: «Nausikaa» (Odyssee, 6. Gesang), «Die Totenwelt» (Odyssee, 11. Gesang) und die «Sonette an die Sixtinische Madonna». Schröders Neuübertragung der Odyssee (Inselverlag 1911) findet bei Hofmannsthal stärkste Zustimmung, der er in dem Aufsatz «Ein deutscher Homer von heute» («Neue Freie Presse», 7. April 1912) beredten Ausdruck verleiht: «Schlage ich nach dem Voß diese Odyssee neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder, auf, so fühle ich mich von einem dichteren poetischen Fluidum allseitiger umgeben, kraftvoller eingeschlossen.»

An seinem 39. Geburtstag schreibt Hofmannsthal an den Freund (Rodaun bei Wien, 1. Februar 1913): «Heute ist Geburtstag, durch das Einschreiben des Datums kam er mir ins Gedächtnis, so ge-

dachte ich lieber Menschen, und Deiner vor allem, Rudi, mit unaussprechlicher Freud und Dankbarkeit. In den vergangenen Wochen war es mir Gewohnheit, jeden Morgen einige von Deinen Gedichten zu lesen vor dem Arbeiten und Denken, einmal blätterte ich die letzte der Elegien auf, die mir noch unbekannt war und blieb für lange erschüttert von der Wirklichkeit dieser Gedanken und Gefühle, es war mehr und anders als das Anblicken eines Auges, als die Berührung einer Hand — ich kann es nicht anders sagen. Wirklichkeit, die einzige, die höhere, in die ich mich aus dem Gemeinen, die uns umgibt, hinaufgenommen und beglückt fühlte. Heute saß K. da, ich las ihm die Zwillingsbruder-Gedichte vom ersten bis zum letzten, sie waren ihm, was sie einem geistig beweglichen, dem tiefen Anschaun zugewandten Menschen sein mußten, das Ganze erschreckte ihn fast um seiner grandiosen Einzigkeit willen, das Einzelne riß ihn zur Bewunderung hin, die Hinstellung der wunderbar tiefsinnigen Antithese, die Reinheit der Durchführung, die Gewalt und Gediegenheit des Ausdrucks — so erging es auch mir, als hörte ich sie zum ersten Mal.»

Als Schröder 1918 mit einer schweren Lungenentzündung darniederliegt, da schreibt am 22. Januar 1918 Hofmannsthal an Schröders Schwester Clärchen einen der schönsten Briefe dieser Freundschaft: «Der Brief vom 6. war lange auf dem Weg, er kam erst vor einigen Tagen, am 18., und betrübt mich tief. In meiner Besorgnis schickte ich Ihnen ein Telegramm, wer weiß, ob es zu Ihnen gelangt ist. Indessen empfing ich 2 Briefe von Bodenhausen, in denen beiden das Wort «Besserung» vorkam. So wollen wir alle zusammen sehr glücklich und dankbar sein, und hoffen, daß die günstige Krisis dieser schweren, bedrohlichen Krankheit für ihn auch die Krisis einer dunklen Lebenszeit bedeutet. Während er so schwer krank lag, und ich nichts davon wußte, hielt ich Blätter in Händen, in denen Rudi mir an einem kurzen, aber inhaltsvollen Briefwechsel zwischen ihm und Rud. Panwitz Anteil gewährt hatte: Die Kopie von Panwitz' Brief und Rudis Antwort. Wie schön tritt mir aus dieser Antwort Rudis ganzes Wesen entgegen: das hohe Strenge, Traurige und zugleich die unsägliche Urbanität, die besondere Art von deutscher Grazie und Anmut, die reizende Art von ‚Welt', von Verbindlichkeit und Ueberlegenheit bis zum Zynismus — die alle seine Lebensäußerungen so besonders imprägniert, wie nach Sandelholz-Zigaretten und alten Büchern, wenn man anders ein geistiges Parfüm mit Worten bezeichnen könnte. Es ist nicht auszusagen, was ein Mensch ist! — Was ein solcher Mensch ist — und was man an ihm hat, wenn man das Glück hat, ihm befreundet zu sein. Dies sage ich mir, muß eine

besondere große Kraft in Rudi sein, die bewirkt, daß er mir immer, wenn ich ihn überhaupt denke, so völlig gegenwärtig ist: sosehr als Mann und Mensch, als Bruder und Gefährte, als Schicksalsgenosse und Lehrer. In diesem Sommer war kaum ein Tag, daß er nicht für eine unmeßbare Spanne Zeit so vor mir erschienen wäre, ohne ein anderes Pathos als das der Gültigkeit. Was sind wir Menschen? Aber daß wir einander liebhaben, ist das Unzweifelbare . . .»

Die Rodauner Tage wurden abgelöst und durchbrochen vom Treffen an jener «anderen sommerlichen und herbstlichen Erholungsstätte im steirischen Teile des Salzkammergutes, in Aussee», die für Schröder zu einer «heiligen Stätte» wird. Aus dem Erlebnis dieser Tage klingt die Ode «Aussee».

Dazu kommen noch vor dem Ersten Weltkrieg der gemeinsame Besuch in Rudolf Borchardts Wohnsitz in der Lucchesia: «Es waren wohl die glücklichsten Tage, die wir drei miteinander verlebt.» Zahlreiche Aquarelle in der Mappe des Malers Schröder geben bildhaften Rückblick auf die schöne Landschaft.

Immer neue Anregungen werden aus dieser Freundschaft verwirklicht: Im Verlage der Bremer Presse erscheinen «Unter Mitwirkung Anderer, herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal» die «Neuen Deutschen Beiträge». Dem fünfzigjährigen Hofmannsthal wird von seinem Freundeskreis zum 1. Februar 1924 die glanzvolle Festschrift «Eranos» gewidmet (in 1050 Exemplaren bei der Bremer Presse). Rudolf Borchardt, Ludwig von Hofmann, Richard Beer-Hofmann, Max Liebermann, Gilbert Murnay, Josef Nadler, R. A. Schröder, Karl Voßler, Walter Brecht, Konrad Burdach, Rudolf Kassner, Thomas Mann, Max Mell, Kurt Riezler, Emil Orlik, Jakob Wassermann und Leopold Andrian legen Bekenntnis für den Freund und größten Dichter seiner Zeit ab.

Hofmannsthals dramatisches Schaffen klingt im «Turm» aus. Dem Dichter liegt besonders viel an diesem Werke, das später so viele Deutungen erfuhr. Aus Marokko (Fez) schreibt er am 23. März 1925 an Schröder: «Was Du mir über den ‚Turm' gesagt hast, hat für mich die höchste Bedeutung. Dein Urteil vor dem eigentlich aller anderen Menschen ist für mich ein giltiges Urteil. Das Gewicht Deiner Ablehnung, die oft Dinge trifft, welche fast allgemein bewundert werden, fühle ich tief, wenn ich nachdenke. Daß Du mit solchem Gewicht der Anerkennung wieder über etwas zu sprechen vermagst, das ich hervorgebracht habe — erfüllt mich mit einer Art von ungläubigem Staunen. Darum wagte ich es, Dich zu bitten, Dein Urteil über diese Arbeit für die Oeffentlichkeit aufzuschreiben — damit Du genötigt würdest diese Anerkennung

zu begründen und ich dann, indem ich ihre Begründung verstünde, sie mir ganz zu eigen machen könnte.» Diese Bitte nach Veröffentlichung wiederholt Hofmannsthal am 17. April 1925 in seinem Stuttgarter Brief und verlangt Schröders Urteil «so geformt und begründet zu sehen, wie der große Ernst Deiner reinen und starken Natur Dich Deine Meinung zu begründen nötigt.» Und in der «Münchner Neuesten» legt am 20. Juni 1925 Schröder das Bekenntnis ab für die «bedeutendste Erscheinung innerhalb des heutigen Schrifttums und Höhepunkt des dichterischen Schaffens Hugo von Hofmannsthals.»

Und wieder klingt in Hofmannsthals Brief vom 29. September 1927 (aus Bad Aussee) so wunderbar das Freundschaftsmotiv auf:

«Mein lieber Rudi, muß ich nicht denken, Du wirst Dich ärgern, wenn Du den Brief aufmachst, und da steht's wieder. Es ist Herbst, und wir warten auf Dich!

Darf ich's denn noch tun? Muß nicht das Vorgefühl der Vergeblichkeit mir die Feder aufhalten! Und doch, Rudi, ich kann mich halt der Hoffnung nicht ganz entwöhnen, daß ich Dich einmal, einmal wieder hier sehen soll, hier wo Du ganz mir bist, ich ganz bei Dir, jeder sich selber und jeder dem andern gehört, so viel von unserer Vergangenheit, und lauter Liebes und Reines, mitschwingt! Die Jahre gehen hin, man wird älter, so fühlbar älter, aber ich kann mich doch nicht resignieren — daß sie hingehen sollen und ich Dich nie mehr sehe! Du bist ein so großes Stück von meinem Leben, Rudi — ich *will* nicht nur im Andenken mit Dir verbunden sein! Jetzt fängt der Oktober an, der hier so stille und viele leuchtende Tage hat, das Zimmer, in dem Du öfter gewohnt hast, steht bereit, wir sind allein, nur Christiane mit uns, auch Ottonie würde ich einladen, wenn Du mir zusagst — kannst Du es nicht doch über Dich bringen und mir telegraphieren: erwarte mich den 8ten, oder den 12ten oder welchen Tag immer. — Ich weiß ja, was Du denkst! Du denkst: wenn sie nur alle gleich ganz plötzlich tot wären! — aber in etlichen Jahren werden wir's ja sein — wird's dann nicht doch schade gewesen sein! Also sag mir halt ab! Gründe gibt's ja genug, und ich werde sie auch verstehen.

Dein Hugo.»

Die letzte Begegnung der beiden Freunde fand im Herbst 1928 in Basel statt. Es lag über diesem kurzen letzten Beisammensein «etwas von der Heiterkeit jener ersten Rodauner Tage, zumalen wir uns seit Jahren kaum mehr so völlig ‚unter uns' befunden

hatten.» Und im Herbst desselben Jahres (22. September) schreibt Hofmannsthal aus Bad Aussee einen Brief an Schröder, der zur tiefen Deutung der Freundschaft und seines eigenen Wesens wird:

«Mein Lieber! Ich übersehe zum vierten- oder fünftenmal Dein Gedenkblatt auf Eberhard, und wieder bewegt es mich bis ins Tiefste. Nicht nur einen wunderbar reinen und festen Umriß seines Daseins finde ich darin, und die tiefste Wahrheit die sich über die Verflochtenheit des Einzelnen, und dieses Einzelnen mit seinem Volk und seiner Zeit aussprechen läßt, sondern ich finde darin auch, wie es nicht anders sein kann, Dich selber, und in diesem solchen Augenblick überkommt mich das Gefühl Deines Wertes, das Gefühl meiner Freundschaft zu Dir mit einer so großen Macht, wie ich sie lieber fühlen und in mir bewahren will — sicher ihrer Unverlierbarkeit solange mein geistiges Ich sich intakt erhält — als mit Worten auseinanderlegen. Zugleich steigt etwas in mir auf, und erfüllt mich mit Wehmut und beschwert mich zugleich, und will auch einmal ausgesprochen sein. Es ist dies, mein Guter: so rein, so völlig bin ich bei Dir und mit Dir in einem solchen Augenblick — und muß mir sagen, daß ich aufgeschlossener bin, zusammengefaßter, auch Deiner Gesellschaft wert als zuweilen in dem von mir doch immer ersehnten Augenblickes körperlichen Beisammenseins. Ich weiß, Rudi, daß ich zuweilen, oder immer, bei einer solchen Begegnung enttäusche — daß ich im Gespräch schwächer bin, zerstreuter, unergiebiger als Du es erwarten darfst. Nie entgeht mir das; nach unserer letzten Begegnung in Berlin hat es mich wochenlang beschäftigt und eigentlich nie aufgehört mich zu beschäftigen. Es hängt dies mit meiner geistigen Beschaffenheit zusammen. Ich bin ein künstlerisch begabter Mensch, so ist mir manches durch Intuition aufgeschlossen, ich kann das Aeußere und das Innere, das Nahe und das Ferne oft auf unerwartete Weise verbinden — aber ich bin kein genug starker Mensch, ich bin in der Herrschaft über meine Kräfte seltsam beschränkt und mir oft dieser Einschränkungen und Verwirrungen bis zur Qual bewußt, ohne sie meistern zu können. Mir ist in seltenen Zeiten eine große Konzentration gegeben — auch diese in den Schranken des Künstlerischen — zu anderen Zeit muß ich immer wieder ins rein Existentielle, Oberflächliche zurückgleiten — ich vermag mich nicht völlig zusammenzufassen. So war es bei unserer letzten Berliner Begegnung. Ich war auch gar nicht wohl. Es nehmen gewisse Dinge in mir, körperliche, solche, von denen die Aerzte wenig wissen und dessen abzuhelfen sie nicht mehr vermögend sind, manchmal eine ängstliche Heftigkeit an, die Krisen der Atmo-

sphären zerrütten mich wie eine wahre Krankheit, ich sehe mit den Augen eines Kranken unsicher in die Welt — schnell verliert sich dies wieder, alles ist unendlich labil, von einer Labilität, in der selber eine proteische Qual liegt, ich kann den Gehalt dessen was mir sinnlich gegenwärtig ist, nicht fassen — und das Unausgenützte solcher Tage — die Versäumnis, des stets dann in mir als innerer Vorwurf, alles nimmt in der Erinnerung eine düstere Beleuchtung an — und wenn sich diese schließlich löst, so bleibt nur das stete Bedürfnis, Dich wiederzusehen. Dich öfter zu sehen, und durchflochten mit einem leisen quälenden Selbstvorwurf, Dir, wenn ich Dich habe — nicht genug zu tun!! — Diese Besonderheit gehört aber nun unserem Verhältnis an.»

Der letzte Brief in der Mappe Schröders trägt das Datum 19. Februar 1929 und ist in Schönenberg, Post Pratteln (Schweiz) geschrieben:

«Mein Lieber, ich habe aus der Großvaterbibliothek, die in diesem Landhaus in stillen Schränken dasteht, einen Band: Tiecks Briefwechsel mit seinen Freunden an mich genommen, worin ich Versäumtes und Leeres, aber eine Reihe herrlicher Briefe Immermanns an Tieck, worin der edle, ja zu Hohem begabte, nie von Glück begleitete Mann, sich auch über sich selber herrlich ausspricht, und diese Briefe sind es, die mein Denken unmittelbar, wie in einer einzigen inneren Schwingung, zu Dir hinleiten, so daß ich ganz von einer starken aber nicht ungeduldigen Sehnsucht Dich zu haben, erfüllt bin. — Versteh mich immer und mit allem, mein Guter — nimm mir nichts übel, auch nichts in einer Falte Deines ernsten Herzens,

Dein alter Freund Hugo.»

Am 15. Juli 1929 erfüllt sich das Erdenschicksal des großen, souveränen Menschen und Dichters Hugo von Hofmannsthal. R. A. Schröder kann noch einen letzten Blick dem Antlitz zuwenden, das er «von allen auf Erden am meisten und ehrfürchtigsten geliebt». In seiner Totenklage «In memoriam Hugo von Hofmannsthal» gibt R. A. Schröder der Freundschaft tiefe Sinndeutung: «Daß Hofmannsthal vom ersten Augenblick unseres Begegnens mir eine Freundschaft zuwandte, die mich durch fast dreißig Jahre an seiner Seite festgehalten hat, ist eine Gnade und ein Trost, ohne die ich mir mein vergangenes und künftiges Leben nicht vorzustellen vermöchte. Durch drei Jahrzehnte haben wir uns einer am andern erkennen und ermutigen dürfen; und wenn in früheren

Tagen die reifere Milde und Welterkenntnis des nur ein Jahrfünft Aelteren mir den ungeduldigen Verdruß über das Versagen einer Epoche zu lindern und zu sänftigen wußte, die mir nach wie vor jedem Wirklichen abhold, jedem prahlerischen Schein zugewandt schien, so konnte ich ihm solchen Dienst vergelten, als er mit steigenden Jahren, ungeachtet alles äußeren Ansehens, nicht ohne Schmerz zu erkennen glaubte, daß die Nation, seit je gewohnt, frühzeitigen Ruhm mit hämischer Verkleinerung wettzumachen, sich anschickte, auch ihm das alte deutsche Dichterschicksal der unverstandenen Vereinsamung zu bereiten.»

Und Hofmannsthal?

In den autobiographischen Aufzeichnungen Hugo von Hofmannsthals vom . . September 1928 steht:

«Die Begegnung mit George. Unausgesprochener Gegensatz . . . Begegnung mit Schröder. Uebereinstimmung.»